

Sündliches Vertrauen.

Von M. Antil.

Trudchen sah dem kommenden Sonntagabend mit aller Besorgnis entgegen; vor einigen Tagen hatte sie den Eltern während des Mittagessens erzählt, sie habe um vier Uhr noch ein paar Communionen mit einer Freundin gemacht, und dann war es am folgenden Tage herausgekommen, daß sie in der Schule Strafe gehabt und deshalb hatte nachsichtigen müssen. Ihr Vater hatte sehr lange und sehr ernst mit ihr darüber gesprochen, wie häufig es sei, unehrlich zu sein und zu lügen; er hatte ihr ferner gesagt, wie unangenehm es sei für ihn, daß sie so oft ungenug war in der Schule. Aber daß sie beständig log, das fand er noch viel unangenehmer; und es war auch so feige. Warum hatte sie denn eigentlich gelogen?

„Ja, warum?“ Als Trudchen nachmittags um halb fünf noch immer in der Schule war und unter Aufsicht der Lehrerin ihr Strafpensum trieb, da hatte sie plötzlich einen furchtbaren Schrecken bekommen. Sie hatte nun in dieser Woche schon zum dritten Male Strafe; Vater war streng, sehr streng, und am Sonntagabend war ihr Geburtstag; sie wurde zehn Jahre. Wiffionen fündlicher Schredgespenste stiegen vor ihr auf. Wenn sie sich nun des Abends keinen Besuch einladen dürfte? Oder wenn sie die schöne schwarze Lederne Schulleinwand nicht bekommen, die sie sich so lange schon gewünscht? Sie fand selbst, daß sie das Alles eigentlich gar nicht verdienen. Aber sie war klug genug gewesen, das nicht zu ihrem Vater zu sagen, als er sie gefragt, warum sie denn eigentlich gelogen habe. Sie hatte nur die kleinen schmalen Äpfel gegessen und ihn sehr reuevoll angeblickt.

„Nun“, hatte ihr Vater gesagt, „nun ich übermorgen Dein Geburtstag, und dann im neuen Jahre deine Unehrlichkeiten und Feindseligkeiten nicht wahr, Trudchen?“ Und Trudchen hatte es ihrem Vater versprochen, ernst und voller guter Vorsätze.

Und doch erwartete sie den Sonntagabend noch immer mit einem mehr oder weniger belämmerten Herzen.

Und endlich kam er, der langersehnte Tag. Des Morgens, auf ihrem Tische des Frühstückstisches, neben ihrer Teller, fand sie die Geschenke; da lag die schöne Lederne Schulleinwand und da lag auch der Federkasten und noch viele, viele Spielereien — denn Trudchen war noch ein echtes Kind — und Chocolade; und auch noch eine kleine weiße Pappschachtel. Die sah sie anfangs gar nicht, so entzückt war sie von allem Anberem.

„Na, Trudchen“, sagte ihre Mutter, „ich denke Du siehst Dir auch mal die kleine Schachtel etwas näher an; das ist noch ein Extra-Geschenk von mir.“

Das Kind öffnete hochroth vor Freude den Deckel.

Und da lag auf einem Hintergrunde von schwarzem Sammet, eine Broche, eine allerliebste kleine Broche; sie war wie ein kleines goldenes Sternchen mit zwei Perlensaugen.

Ein freudiger Schreden durchbelebte das Kind. Wie herrlich es glänzte! Es mußte eine goldene Nadel sein.

Trudchen war ganz gerührt und starrte, plötzlich ganz blaß geworden, unaufhörlich auf die kleine Schachtel.

„Findest Du es nicht schön?“ fragte sie die Mutter.

„Wie schön, wie schön“, antwortete das Kind leise.

In ihren Augen glänzten Tränen; sie dachte daran, wie häufig sie gelogen und wie sehr sie geschämt hatte, nichts zu bekommen. Und nun dies.

Da mit einem Male ward es der Mutter klar, was das Kind dachte; sie hatte es keineswegs so gemeint, aber das Kind es sich nun einmal einverleibt.

Ihr Vater war nicht im Zimmer.

„Findest Du's wirklich so schön, Trudchen?“ fragte sie nun wieder.

„Prachtvoll, prachtvoll!“ rief das Kind begeistert aus. „Und ich es nun wirklich... wirklich... aus...?“ Sie mochte es kaum zu fragen.

Warum dem Kinde den Spatz verderben? meinte die Mutter, und so antwortete sie nur:

„Du bist eigentlich wohl noch ein wenig zu jung für eine so hübsche Broche, Trudchen.“

„Ist sie denn wirklich von Gold, wirklich?“

Die Mutter lächelte geheimnißvoll.

„Du mußt sehr, sehr vorsichtig damit umgehen, Trudchen“, sagte sie mit ganz besonderem Nachdruck.

Am jenem Tage ward die kleine Broche triumphierend allen Kindern gezeigt, welche eingeladen waren.

„Ist das echtes Gold?“ fragten Einzelne ungläubig.

„Gewiß“, sagte Trudchen mit ihrem energischen Stimmchen. „Mama hat es selbst gesagt, als sie es mir gab.“

Das Kind wußte noch keinen Unterschied zu machen zwischen einer Lüge und einer verblühten Wahrheit.

Wohl war es eine kleine Enttäuschung für sie, daß sie die schöne Nadel nur Sonntags tragen durfte. Ihre Mutter fürchtete, daß sie sonst allzu schnell ihren Glanz verlieren würde und dann würde es auch mit der Schulfeier verbunden. Aber die anderen Kinder hatten gehört, daß Trudchen eine goldene Broche bekommen habe, eine goldene Broche mit zwei Perlen; und sie sprachen oft mit ihr darüber, und in Trudchen ward der Wunsch, ihren Schatz allen anderen Kindern zeigen zu können, mit jedem Tage reger.

Eines Morgens, vor der Schulzeit, mußte sie noch etwas von oben holen. Die Thür des Weimerganzens stand offen und dort, auf einem Stuhl

Die Teufelsbohnen.

Von M. Antil.

„Nun ein einziges Mal“, dachte das Kind und nahm die Broche heraus; um zwölf Uhr würde sie sie gleich wieder an Ort und Stelle legen. Aber schon vor neun Uhr war die Broche durch so viele Hände gegangen, daß sich der Faden der Verschlußnadel abgelöst hatte.

Anfangs hatte Trudchen große Angst; so konnte sie es unmöglich mit nach Hause nehmen, denn dann wird man gleich wissen, daß sie es heimlich weggenommen hat; sie wollte es selbst zu einem Juwelier bringen, um es reparieren zu lassen; sie bekam jede Woche einen Groschen Taschengeld, und da sie sehr sparsam war, meinte sie, würde es schon gehen.

Gleich um zwölf Uhr lief sie in das nächste Juwelergeschäft.

„Ach, bitte“, sagte sie mit ihrem bittren klaren Kinderstimmchen, „wollen Sie so freundlich sein und mir ganz rasch eine Nadel an diese Broche machen?“

Der Juwelier warf einen flüchtigen Blick auf die Nadel und nahm sie in ihre Hand. „Das können wir nicht machen, mein kleiner Fräulein“, sagte er, „das ist kein Gold.“

Trudchen ward roth vor Aerger. „Ist es wohl Gold?“

„Ist es wohl Gold?“, sagte sie, „ich habe die Broche von Mama bekommen, und Mama hat mir gesagt, daß sie echt ist.“

Dem Juwelier gefiel das muntere, freimüthige Kind. Er nahm die kleine Broche nun in die Hand und betrachtete sie aufmerksam.

„Trudchen“, stand Trudchen da und sah zu.

„Na, ich will Dir was sagen“, sagte der Mann ganz einer Weile, „ich will Dir ganz gern die Broche machen, aber Gold ist es doch nicht. Deine Mutter hat Dich wohl nur ein wenig zum Besten gehalten!“

Zwei brennende Tränen schossen dem Kinde in die Augen.

Der Mann begriff nicht warum und sagte freundlich, um sie zu trösten: „Aber die Broche ist doch doch sehr hübsch, gerade so hübsch wie eine echte.“

„Ist es kein Gold?“ fragte das Kind nun wieder, den Mann ängstlich ansehend, und jedes einzelne Wort schwer betonend.

„Nein“, erwiderte der Mann verwundert.

Da nahm sie ihm die Broche aus den Händen, und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Laden.

Mutter hat gelogen, Mutter hat gelogen“, das war ihr einziger Gedanke auf dem Heimwege. Sie hätte laut ausschlagen mögen, aber sie wollte nicht weinen auf der Straße.

Kramphast pflegte sie die Broche zwischen ihren kleinen Fingern aufzumen, und immerfort klang es in ihren Ohren: „Mutter hat gelogen, Mutter hat gelogen.“

Da fiel es ihr ein, was ihr Vater ihr, wenige Tage vor ihrem Geburtstag, gesagt hatte und ein kaltes, unglückliches, verlassenes Gefühl zog in ihr kleines Herzchen ein.

Zu Hause warf sie die kleine Broche auf den Tisch.

„Trude“, sagte ihre Mutter sehr ängstlich, „hast Du die Broche heimlich aus meinem Schrank genommen?“

„Es ist kein Gold“, erwiderte das Kind vorwurfsvoll.

„Ich frage ob Du sie heimlich weggenommen hast? wiederholte die Mutter. „Ich hatte es Dir doch verboten! Weißt Du wohl, daß es sehr häufig und sehr unehrlich ist, heimlich etwas wegzunehmen?“

Da ward das Kind einen seltsamen, fast feindseligen Blick auf die Mutter.

„Es ist kein Gold“, sagte sie noch ein Mal.

Die Mutter brummte noch lange weiter; sie merkte nichts, so ärgertlich war sie. Aber der Vater verstand nun mit einem Male; und er fühlte, daß in diesem Augenblicke etwas geschwunden war, was niemals wiederkehren würde: das blinde Vertrauen eines jungen Kinderherzens.

— Natur und Kunst. Theaterdirector: „Da lesen Sie, in sämtlichen Kritiken steht, daß Sie nicht natürlich genug waren in der Scene, wo Sie von Ihrem Manne mit dem Liebesbader erwidert worden sind.“ Sentimentale: „Unfinn! Was verstehen diese Leute? Ich war mit drei Männern verheiratet, alle haben mich erwidert; so werde ich doch wissen, wie man sich in einer solchen Situation zu benehmen hat.“

— Ja, dann. Fräulein A.: „Warum behandelst Du denn den armen Herrn Duldig so rüchlos?“ Ich wundere mich nur, daß er sich das gefallen läßt!“ Fräulein B.: „Aber, liebes Kind, wir sind doch mit einander verlobt!“ Fräulein A.: „Ja, dann ist es allerdings etwas Anderes!“

— Neugierde. Sommerfrischer: „Na, wie sieht wohl dieses Jahr mit der Ernte recht aus?“ Bauer: „Ach, es gibt viel Kartoffeln, sie sind auch bid, mehlig und schmecken gut, aber es sind keine kleinen für die Schweine fabel.“

— Der nächste Weg. Vater: „Aber, mein Guter, könnt Ihr Euren Sohn nicht auf andere Weise, als durch Schläge, bessern? Gibt es denn keinen anderen Weg zu seinem Herzen?“ Bauer: „O ja, Herr Vater, beschön; aber der Weg ist der nächste!“

— Logischer Rath. Sohn: „Aber Vater, ich bin jetzt bereits achtzehn Jahre alt, lasse mich heut einmal allein in die Wirthshaus gehen!“ Vater: „Nun! Tu, was Du nicht lassen kannst!“ Sohn: „Ich habe aber kein Geld.“ Vater: „Nun, so lasse, was Du nicht thun kannst!“

Die Teufelsbohnen.

Von M. Antil.

Eine Gesehensgeschichte von Minna Womer.

„Jetzt thust Du Dir bereits zum dritten Mal Salz in die Suppe, Eberhard!“ sagte bald und bald entriestet Frau Wessler Rauch zu ihrem offenbar über blühenden brüdünen Gatten, der sich, ohne auch nur gestolzt zu haben, eine betärlige, schmächtig beleidigende Nachworte der vorzüglich gelungenen Günstelbouillon erlaubte.

„Verzeih, Mädchen“, entgegnete er aufschredend und fuhr sich mit der Linken über Augen und Stirn — eine ausgebehnite, vollgültige Wesslerfortin! — „ich war in Gedanken!“

„Das habe ich gemerkt, Eberhard. Du sollst aber während des Essens nicht grübeln. Dazu hast Du nachher noch Zeit genug!“ wies die hübsche, kleine, leider ein wenig eigenwillige Frau ihn zurecht und führte dabei einige vernichtende Schritte in das etwas abgegriffene Speisestübchen aus, als wären das seine obstinaten Gedanken.

„Nachher kommt mein Freund Reiser und halt mich ein. Dann ist es so spät. Die Sache hat nämlich Eile und da sie Dich mitbeweist, so schließest Du Dir entschieden werden muß, so denke ich, weil reden gleich bei Tisch darüber!“

„Du machst mich neugierig, Schatz! Es ist doch nichts Schlimmes?“

„Im Gegentheil... Das heißt nach meiner Auffassung... Du hast ja etwas andere Ansichten darüber!“

„Aber so rede doch! Ich verberge ja Ungeduld!“ drängte sie ihn und gab den Kampf mit dem Hüßchen auf.

„Du weißt doch“, begann er ägernd, „daß mir unfer augenblickliche Lage im höchsten Grade zuwider ist...“

„Ach, ist es das!“ bemerkte Frau Clara verstimmt.

„Ja, das ist es!“ erklärte er ein wenig heftig.

„Dann sollten wir uns die Suppe nicht kalt werden lassen, Eberhard!“

„Du tannst ja ruhig essen. Ich esse dir währenddessen ausenander, was ich vorhabe. Damals, als ich die Vorbereitung für den Jubiläum in Weppen übernommen sollte, habe ich Dir nachgegeben und bin nicht hingegangen. Und wie ich im Frühjahr nach Kroschowitz hätte kommen können, habe ich nochmals verweigert. Jetzt aber sind wir so weit, daß mein kleines Vermögen ziemlich aufgebraucht ist, jetzt muß ich Dich ernstlich bitten, Deine Aversion gegen die Kleinhabt zu überwinden!“

„Werdich so reden hör, muß wahrhaftig denken, wir nagten am Hungertracht! Was Du von Deinem aufgebrauchten Vermögen sagst, ist Spiegelbildscherei. Du weißt ganz genau, daß die Zinsen meiner Mitgift das, was wir verbrauchen, reichlich beden...“

„Ich mag aber nicht von den Zinsen meiner Frau leben!“ donnerte er streng.

„Du hast doch aber Mama versprochen, mich nicht in die Hundställe zu oben zu schleppen!“ trumpfte sie dagegen.

„Wenn ich es vermeiden kann! Das habe ich damals ausdrücklich hinzugefügt!“

„Und Du kannst es vermeiden!“ bligte sie ihn an.

„Ja, wenn ich ewig Affessor bleiben will!“

„Affessor ist ein sehr hübscher Titel!“

„Natürlich: vier... und nichts zu essen!“ höhnte er. „Siehst Du denn nicht, daß mich das erniedrigt, als vierunddreißigjähriger Mensch von der Gnade meiner Frau leben zu müssen?“

„Wenn Du mich aus Liebe gebetrachtet hast: nein!“

„Dann heißt Dir eben die würdige, geistige Klarheit, das richtig beurtheilen zu können!“

„Darüber tröstet mich der Besitz einer anderen menschlichen Eigenschaft, die Dir langsam abhanden zu kommen scheint. Ich meine die Höflichkeit!“

„Bei Deinem Eigensinn bleibe der Teufel hüßlich!... Gläre, wenn Du wüßtest, wie mich das mitnimmt, hier so herumzulungeln und von Deinem Gelde...“ Er schob den Löffel von sich.

„Sie lieh ich nicht ausreden. Seine Axtung ihres Namens in „Gläre“ war ihr; in den Tod zuwider“ und brachte sie allemal in Jörn.

„Einbildung, nichts als Einbildung!“ sagte sie erötht. „Eberhard tuz oder lang kommst Du hier oben zu sein. Aber Du liebst mich eben nicht mehr. Du sehnst Dich fort von mir.“

„Sag es nur gerade heraus, daß Du ohne mich gehst, wenn ich mich lange sträube! Dann weiß ich wenigstens, woran ich bin!“ Natürlich wurden ihr die Augen dabei naß. Wenn Einen Niemand anders bewahrt, darf man schon ein bißchen Mitleid mit sich selbst haben.

„Woran Du bist?“ entgegnete bitter der Affessor. „Das tann ich Dir, ganz genau sagen. Du bist nahe daran, eine kleine Xantippe zu werden!“

„O pui, Eberhard!“

„Verzeihe mir das Gegenheil, in dem Du Dich meinen Entschicklungen fügst. Morgen Abend muß ich Nachricht geben. Das ist der letzte Termin!“

„Und wie heißt das Rest, wo Du mich verlassen lassen willst?“

„Osterfeld!“ sagte er, empört über ihre Halbhartigkeit.

„Am Harz?“ fragte sie, durch die Nähe des höchsten Gebirges schon halb für seinen Wunsch gewonnen.

„In Ostpreußen!“ orientierte er sie unfeind.

„Sie lachte laut auf. Es sollte beiläufig klingen, aber man hörte, wie erzwingen es war.“

„Niel“ sagte sie alsdann, als sie bemerkte, die er ob ihrer erstinstellen Heiterkeit keine Miene regte.

„Du hast bis morgen Abend Zeit!“

Die Teufelsbohnen.

Von M. Antil.

engeneete er ihr kurz. „Ich frage Dich dann noch einmal!“

Darauf ah er mechanisch ein paar Löffel von der Hümersuppe, die inzwischen glücklich kalt geworden war und also mit ihrem gegenseitigen Verhältnis wunderbar harmonie, dankte für die weiteren Gänge und schritt in sein Zimmer hinüber.

Die junge Frau bekam nun doch ein wenig Herzklappen. Wenn sie auch der Ueberzeugung war, in Osterfeld nicht existieren zu können, da sie von Jugend auf mit allem Comfort großstädtischen Lebens umgeben gewesen war, so sagte sie sich doch, daß sie seinen ehrenhaften Beweggründen gegenüber freudiger hätte sein müssen. Und wenn sie ihrer Schätzung nach noch so schuldig waren!

Sie nahm daher dem Mädchen, das den Koffer hinübertragen wollte, das Brett aus der Hand und begab sich selbst zu dem großen Gebieter. Er sollte sehen, daß sie verträglich und verständlich sei.

Aber es schwebte heute ein Unstern über dem Hause. Als sie ihm die zierliche Tasse voll, bewegte er die Nasenflügel so merkwürdig, wie Feinschmecker es in der Gemohnheit haben, wenn sie eine fremde Giarre oder eine neue Weinprobe prüfen. Aber sein Antlitz ging nach dieser Prüfung nicht in jene bequämliche Ausdrückt: es zog sich entsetzlich in die Länge. Nun näherte er die Tasse seinen Lippen und nahm miträuflisch einen Schluck.

„Erstarrt!“ sagte er gleich darauf entriest und wühlte sich den wohlgepflegten, schwarzen Schnurrbart trocken. „Was ist denn das für eine entsetzliche Brühe?“

„Ich glaube, Du willst mich systematisch tranken!“ sagte sie, innerlich von der Worterschlichkeit ihres Kaffees überzeugt.

„Roste!“ forderte er sie auf.

„Und sie folgte. Aber es ging ihr, wie so mancher ihrer Schwefeln. Trotz des großen Konsums in diesem Getränk hatte sie keinen Kaffeedebrand, während ihm eine gute Tasse Kaffee einen Hochgenuss bereite.“

„Ich finde ihn sehr gut!“ behauptete sie.

„Er ist einfach abschreckend!“

„Das sagst Du, weil Du verärgert bist. Der Kaffee ist direct aus Bremen.“

„Wah! Und losstet?“

„Nun natürlich ist er billiger, wie hier. Das ist doch erklärlich. Erstens hat Bremen ganz andere Bezugsquellen — und wenn man zehn Pfund nimmt!“

„Umschätzigter Himmel! Zehn Pfund? Coll ich wirklich so lange von dem Zeug schluden, bis die zehn Pfund alle sind?“

„Soll ich ihn vielleicht in den Müll schütten, was? Aber so bist Du nun: vor einer Viertelstunde lamentirte Du über Dein Einkommen! Und jetzt, wo Du Grund hättest, Dich über meine Sparsamkeit zu freuen, fängst Du an zu nörgeln! Heißens trinten Katheter, dann wirst Du wohl mit Wohlwollen, das Pfund eine Markt wohnen, zurüde sein können!“

„Ja, geben mich Heißens an!“ schrie geärgert der Affessor und schlug dabei auf den Tisch. Doch noch ehe die junge Gattin ein Wort der Erwidrerung über die Lippen gebracht hatte, erschien das Mädchen mit der Nachricht, Herr Doctor Reiser sei da!

„Ich lasse bitten, näher zu treten!“ befahl sie der Hausherr. Doch der Doctor, ein angegebener Fünfziger, lebhaft und wegen seiner Verbeißt bekannt, stand schon auf der Schwelle.

„Famos!“ sagte er, der Hausfrau die Hand schüttelnd, ohne ihre müßmüthige Stimmung scheinbar zu bemerken. „Kaffee habe ich noch nicht getrunken. Ich habe mich also ein!“

„Bitte, Herr Doctor!“ nützte ihm Frau Clara auf einen Augenblick, nicht gerade angenehm davon berührt, die dem kritischen alten Herrn von dem Kaffee vorlesen zu sollen, den ihr Gatte so abfällig beurtheilt hatte. Aber es half doch nun einmal nichts.

„Was hatet Ihr denn vor miteinander?“ fragte der Doctor, als die Wirthin verschwunden war, um eine Tasse zu holen.

„Das weißt Du gleich merken!“ erklärte der Affessor mit langsam wiederkehrendem Humor: „Dieser Kaffee ist nämlich ein Höllengetränk!“

„Wohl! Schmecke zwischen, was?“ fragte mit schmerzhaft verzogenem Gesicht der Doctor.

„Möglich, daß das seinen Reiz noch erhöht! Du mußt nur den einzigen Wors fallen und nimm kein Blatt vor den Mund, wenn er Dir nicht schmeckt!“

„Wie tann ich denn?“

„Ich thue Dich insändig darum!“

„Na, wollen legen!“

Inzwischen lehrte die Hausfrau zurüde und stellte dem Gatte eine Tasse hin. Ein wenig zitterig schänkte sie ein und schob ihm dann die Zuckerschale und den Sahnetopf daneben.

„Ich danke, verehrte Frau!“ sagte der Doctor. „Kaffee muß man schwarz trinken. Das heißt, wenn er gut ist! Und das darf man hier wohl voraussetzen! Ist er mäßig, so nehme ich Zucker hinein. Taugt er gar nichts und ich tann mich nicht drum brüden, so nehme ich natürlich auch Milch!“

Die junge Frau bekam eine leise Gänsehaut, als sie sah, wie der Gesührele nicht nach der Tasse griff. Aber er tohlte, verzog keine Miene und stellte die Tasse dann wieder hin.

„Nun?“ fragte sie erleichtert.

„Vortrefflich!“ versicherte er, was dem Affessor ein ärgerliches Hüßlein anbot, während seine Frau ihm einen triumphierenden Blick aus ihren blühenden, braunen Augen zusandte. Dann sprach sie eine kleine Weile von anderen Digen. Flüßlich aber gegriff der Doctor ein tüchtiges Stück Zucker und sagte lächelnd:

„Da fällt mir eben ein, was Pro-

Die Teufelsbohnen.

Von M. Antil.

ffessor Schneider neulich über die Luftbläschenbildung des Zuckers in heißem Kaffee gesprochen hat. Sie gefallten doch, das ich das Experiment einmal mache?“

Dabei hatte er den Zucker schon in die braune Flüssigkeit und sah nun so aufmerksam auf die Oberfläche derselben, als handle es sich wirklich um eine Beobachtung von größter Wichtigkeit. „So nützlich bin ich nun“, erklärte er währenddessen, „so bald mir so etwas im Kopf herumgeht, muß ich auch Geistesfreiheit haben!... Aber ich finde gar nicht, daß der Professor Recht hat!... Na, einerlei!“ Und nun rührte er so barmsoll mit dem Löffel im Kaffee herum, als sei diese Verführung wirklich ganz ohne Absicht geschehen.

Frau Clara war ein wenig roth geworden. Der Affessor lächelte vergnügt. Der Doctor aber nahm den zweiten Schluck.

„Möglid mir möglid! so etwas der entsetzlichen Flüssigkeiten wegen, die mit dem Zucker vorgekommen werden!“ bohrte er sodann. „Sie glauben gar nicht, wie raffinit heute gefällig wird und wie schlecht die meisten Menschen Weisheit wissen, Flüssigkeiten zu erkennen. Die meisten Milch beiläufige weißt ich getauft. Aber die Hausfrauen merken es nicht. Unerfener sieht ja sofort. Sollte ich nur ein paar Tropfen in den Kaffee thun, weiß ich gleich, was die Sache ist!“ Mit einem klugen Griff hatte er sich bald des Sahnetöpfers bemächtigt und goß sich einen ordentlichen Hieb daraus in seine Tasse. „Sehen Sie“, bemerkte er weise, „die Milch ist gut...“

„Aber der Kaffee nicht, Herr Doctor!“ unterbrach ihn die Hausfrau, feuerroth im Gesicht. „Warum sagen Sie mir's nicht rund heraus, Sie Eulenspiegel, anstatt mich betart aufzuführen?“

„Aber ich bitte, gnädige Frau. Der Kaffee ist vorzüglich. Ich erkläre Ihnen...“

„Erklären Sie mir lieber nichts. Aber morgen Nachmittag, wenn Ihre Frau Gemahlin bei mir ist, werde ich ihr einmal erzählen, wie Sie's mit mir getrieben haben!“

„Aber glauben Sie mir doch, er war brillant!“ sagte nochmals entriest der Schalk, nachdem er wegen der Tasse geleert hatte.

„So darf ich Ihnen noch einmal einschenken?“ fragte sie listig und hob die Kanne empor.

„Um Alles in der Welt nicht!“ fuhr er erschrocken auf. „Ich tann nämlich nicht mehr wie eine Tasse ertragen. Ich bekomme sofort Herzklappen!“

„Sie lachte.“

„Das ist das böse Gewissen!“ sagte sie und half ihrem Gatten dann in den Herbstmantel, da die Weiden ihren Spargiarre unternehmen wollten.

Der Doctor verabshiedete sich sodann und ging voraus, die Treppe hinunter, während der Affessor geistlich eine Weile ärgerte.

„Na“, sagte er vergnügt, als er mit seiner Frau allein im Corridor war, „siehst Du nun ein, daß das Zeug nichts taugt!“

„Es mag ja sein, daß er nicht vom besten ist!“ entgegnete sie küßl. „Zweifellos aber hatet Ihr Euch verabschiedet. Das sag ich sofort. Und gefauft habe ich ihn nun einmal, folglich muß er auch verbraucht werden!“

„Aber Clara, Du wirst doch nicht auf Deinem Kopf bestehn wollen?“

„Bestehn Du nicht auf dem Deinen? Oder hast Du Osterfeld etwa aufgegeben?“

„Wie tann ich?“

„So tann ich auch keinen anderen Kaffee! Wer weiß, was Du in dem Rest für eine Sorte trinken müßtest!“

Damit trennten sie sich...“

„Es ist doch kaum glaublich, was so eine Frau eigensinnig sein tann!“ sagte auf der Straße der Affessor zu seinem Freunde. „Weil sie sich mit den zehn Pfund Kaffee bergeloppert hat, soll ich es abhassen!“

„Du trinkst ihn einfach nicht!“ rief der Doctor, der ein kleiner Tyrann daheim war.

„Dann ist ewiger Unfriede im Hause!“ sagte kopfschüttelnd der nachgehliche Gemann.

„Na, dann will ich Dir etwas sagen! Geh' zu Schwendert auf den Alten Markt und tann Dir heimlich zehn Pfund vom Besten. Und wenn sie nicht zu Hause ist, verlaufe ihn mit dem Teufelszeug. Das läßt sich sehr gut machen!“

„Wahrhaftig!“ erklärte erstreut der Affessor. „Das geht.“

Nach am Abend besseren Tages betrat er, nachdem er seiner Frau das Geleit bis an's Theater gegeben hatte, den Laden des renommirten Kaffeegegeschäfts, erstand zum Erlaufen der rothhäutigen Ladenjünglinge das halbleidliche Sädeln mit den dunksten braunen Bohnen und fuhr dann mit der Pferdebank vergnügt heimwärts. Das Mädchen schickte er nach der Post mit dem Auftrag, Waren zu kaufen, und gleich, wie sie fort war, durchschleerte er die Wortschkammer nach dem schlimmen Bremer Beutel. Die Operation des Umschüttens ward freilich nicht ganz so einfach, wie er sich das vorgefellt hatte. Aber da die Säde zu sehr oneinander verschoben waren, hatte er sich doch dazu entschließen müssen. Schließlich wurde er auch damit fertig. Der neugewählte Bremer stand an Ort und Stelle; die böse Sorte nahm er mit sich und vertraute sie einem Schränkchen seines Schreibtisches an... Mit flüßlichem Wohlgefallen schloß er an anderen Worten seinen Frühstück.

„Siehst Du, heute schmeckt er Dir schon besser!“ sagte mit unvertennbarer Vergnügung Frau Clara, die ihn heimlich beobachtet hatte. „Du tannst es ruhig geben!“ bohrte sie weiter. „Ich habe es an Deinem Gesichtsausdruck doch einmal gemerkt!“

„Ja, ja“, heuchelte er, innerlich über-

Die Teufelsbohnen.

Von M. Antil.

aus beflüßigt, „mir ist wirklich so, als ob er heute besser schmeckt! Aber früh hat man nicht den richtigen Kaffeegeschmack!“

Dann ging er seinem Amte nach. Er hatte eine vorausschicklich lange Sitzung vor sich und pflegte an solchen Tagen in einem Restaurant in der Nähe des Gerichtes zu speisen. Erst am Abend kam er wieder nach Hause.

Mit einem Siegerantlitz trat ihm seine Frau entgegen.

„Ich sehe schon“, sagte er lächelnd, „Dein Kaffeetrinken ist brillant verlaufen. Du siehst aus wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat!“

„Habe ich auch!“ sagte sie stolz. „Es war Alles vorzüglich. Eis und Lortz und Schlagobene. Am allerbesten aber der Kaffee!... Du lächelst!... Du denkst, sie haben mir bloß Complimente geschmeißt und hinterher sind sie gekommen!... Nichts da! Ich habe die Beweise, daß sie es ehrlich gemeint haben. Der Kaffee ist wirklich vorzüglich!“

„Ja, ja, ich glaube es Dir!“ unterbrach er sie schmunzelnd.

„Nein, Du glaubst es nicht. Du tannst wieder nur so. Aber wenn selbst Frau Director Hoff erklärt, so guten Kaffee noch nicht zu so fabelhaft billigen Preise getauft zu haben, so wird wohl etwas Wahres dran sein. Denn die besten Kaffee sind entschieden darauf und genirt sich nicht, Einem das Gegenheil zu tagen!“

„Ich bin vollständig überzeugt!“ erklärte er, nichtswichtig vergnügt über seine Täuschung, aber die Siegerin ließ sich nicht betören. Offenbar hatte sie noch einen Trumpf in Händen, den sie erst ausspielen mußte, ehe sie das Thema abbrach.

„Das bist Du nicht!“ erklärte sie kategorisch. „Aber damit Du es wirst und zugleich siehst, wie ich auf jede Deiner Launen Rücksicht nehme, auch wenn sie keine Berechtigung haben, so erfahre denn, daß mir die Damen die ganzen zehn Pfund Kaffee abgekauft haben, weil er ihnen so vortrefflich geschmeckt hat. Nun tannst Du mir nichts mehr nörgeln und ich habe mein Geld wieder. Sogar für jedes Pfund fünf Pfennig mehr!“

„Abgekauft!“ stöhnte er.

„Abgekauft!“ triumphierte sie. „Und folglich mitgenommen. Es war ein ordentlicher Kramladen in unserem Orkell! Wir haben uns halb todgelacht dabei!... Außerdem habe ich hier noch fünfzehn Pfund nachbestellen; darunter fünf Pfund für Frau Doctor Reiser, die einfach darf was über den Unverstand ihres Mannes. Gleich morgen schreibe ich noch Bremen!“

„Immer schreib' drauflos!“ sagte er resignirt. „Aber wenn Deine Kaffeeschwefeln die neue Sendung mit denselben Wohlgeschmack verdraußen, will ich Petroleum trinken!“

„Wieso?“

„Wieso? Weil Du ihnen Schwendert's beste Sorte verkauft hast. Du... kleines... Patentgeschick... Du... kleines... Du im Theater gekauft, habe ich ihn getauft und dann heimlich mit dem Schenkezeug verwechselt. Das Pfund zwei Mark wertig! Und Du hast ihn heute mit einer Mark Profit losgeschlagen! Es ist geradezu einig!“

Sie war ganz bleich geworden: vor Beßürzung.

„Eberhard!“ schrie sie. „Ist das wirklich wahr?“

„Du tannst Dich ja überzeugen!“ erklärte er voll Galgenhumor und führte sie in sein Arbeitszimmer. „Hier“, sagte er, „schloh den Schreibtisch auf und zog den Kaffeesack heraus, „hier hast Du Deinen Schatz!“

Bemüht fann sie in seiner Arbeitsstesse.

„Es ist doch kaum glaublich, was so eine Frau eigensinnig sein tann!“ sagte auf der Straße der Affessor zu seinem Freunde. „Weil sie sich mit den zehn Pfund Kaffee bergeloppert hat, soll ich es abhassen!“

„Du trinkst ihn einfach nicht!“ rief der Doctor, der ein kleiner Tyrann daheim war.

„Dann ist ewiger Unfriede im Hause!“ sagte kopfschüttelnd der nachgehliche Gemann.

„Na, dann will ich Dir etwas sagen! Geh' zu Schwendert auf den Alten Markt und tann Dir heimlich zehn Pfund vom Besten. Und wenn sie nicht zu Hause ist, verlaufe ihn mit dem Teufelszeug. Das läßt sich sehr gut machen!“

„Wahrhaftig!“ erklärte erstreut der Affessor. „Das geht.“

Nach am Abend besseren Tages betrat er, nachdem er seiner Frau das Geleit bis an's Theater gegeben hatte, den Laden des renommirten Kaffeegegeschäfts, erstand zum Erlaufen der rothhäutigen Ladenjünglinge das halbleidliche Sädeln mit den dunksten braunen Bohnen und fuhr dann mit der Pferdebank vergnügt heimwärts. Das Mädchen schickte er nach der Post mit dem Auftrag, Waren zu kaufen, und gleich, wie sie fort war, durchschleerte er die Wortschkammer nach dem schlimmen Bremer Beutel. Die Operation des Umschüttens ward freilich nicht ganz so einfach, wie er sich das vorgefellt hatte. Aber da die Säde zu sehr oneinander verschoben waren, hatte er sich doch dazu entschließen müssen. Schließlich wurde er auch damit fertig. Der neugewählte Bremer stand an Ort und Stelle; die böse Sorte nahm er mit sich und vertraute sie einem Schränkchen seines Schreibtisches an... Mit flüßlichem Wohlgefallen schloß er an anderen Worten seinen Frühstück.


„Siehst Du, heute schmeckt er Dir schon besser!“ sagte mit unvertennbarer Vergnügung Frau Clara, die ihn heimlich beobachtet hatte. „Du tannst es ruhig geben!“ bohrte sie weiter. „Ich habe es an Deinem Gesichtsausdruck doch einmal gemerkt!“

„Ja, ja“, heuchelte er, innerlich über-

Zum Besten der Fischer.

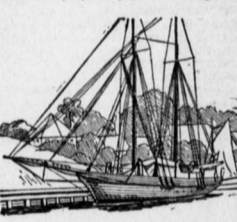
Zu den eigenartigsten und in ihrer praktischen Ausbildung auch wirklich fegensreichen Privatunternehmungen, welche die Hebung der untersten Volksklassen in Deutschland anstreben, gehört die Thätigkeit der Gräfin von Schimmelmänn innerhalb der pommerischen Fischereiböderung. Die Gräfin entstammt dem bekannten Geschlecht, das in Deutschland und Dänemark anfänglich ist, und dessen bänktische Linie hervorgebracht hat. Die Gräfin erlebte ihre Jugend theils in Holftein, theils in Dänemark auf den Gütern ihrer Eltern; sie tann dann an den deutschen Kaiserhof und war längere Zeit Hofdame bei der Kaiserin Augusta. Von Hause aus vertraut mit dem Leben der Fischereiböderung, hat sie einen klaren Einblick in deren Verhältnisse, und mit dem richtigen Verstand hat sie die eingetragenen, wo Hilfe noththat, bei den Fischern an der pommerischen Küste.

Die Fischerei ist wohl eins der mühsamsten und entbehrungsreichsten Gewerbe, besonders die Fischerei, wie sie in der Dfse betrieben wird. Mit kleinen Booten gehen die Fischer auf den Fang, und da die Winternegewässer und Flußmündungen meist verpachtet sind, so müssen sie weit hinaus auf den See



Gräfin v Schimmelmänn, gehen und tagelang fortbleiben. Die wenigsten Boote sind mit einer kleinen Kajüte versehen, in der sich die Leute nothdürftig ein warmes Gericht bereiten können; die meisten Fischer mußten entweder darauf verzichten, oder sie gingen an Land, wenn sie sich in der Nähe derselben befanden, natürlich meilenweit von der Heimat entfernt. Aber auch da haben sie oft nicht die nöthigsten Erhalten, und die wenigen Sckenten, auf die sie dann angewiesen waren, mußten ihnen Abends Erholung bieten für die Mühsal des Tages; der Alkohol machte sich bald unheimlich, und der Tag verbrachte man rasch verdrunken, während zu Hause oft Armut und Elend herrschten. Die Fischer fanden daher eigentlich auch nirgends in gutem Ruf, und es ist ihrer vorgetommen, daß man ihnen Nahrungsmitel verweigerte, so daß sie schließlich auf's Betteln angewiesen waren. Als nun wollens das die Babcorte sich mehr und mehr entwickeln und ein elegantes Hotel neben dem anderen entstehen, da wurden die Fischer, insbesondere auf Mügen, immer unbeliebtere Gäste.

Als die Gräfin v. Schimmelmänn den Plan sah, dem glänzenden Hofleben zu entsagen und ihr Leben sowie ihr Vermögen dem Interesse der tiefsten Elend befindlichen Fischer zu widmen, ließ sie bei ihrer arifokratischen Sinne auf den besthätten Widerstand und sie sollte sogar in ein Jren-



haus gesperrt werden. Daß sie diesem entgeglichen Widerstand entgegen, verbandte sie nur dem mächtigen Einfluß des deutschen Kaiserhofes. In Göttern auf der Insel Rügen errichtete sie auf ihre Kosten ein fogenanntes Fischer- und Seemannshaus, wo die Fischer gern und häufig verkehrten. Hier erhalten sie für wenige Pfennige warmes Essen und Trinken. Die Gräfin selbst leitete das Ganze, in der liebenswürdigsten Weise verkehrte sie mit ihren Fischern, und zwar bediente sie sich dabei der plattdeutschen Sprache, die sie ihrem Publikum erfahrungsgemäß viel näher bringt. Das von ihr gegründete Fischerheim besteht aus einem Schlafsaal und einem etwa fünfzig Personen fassenden Raum, wo gegessen wird, und wo sich die kleine Bibliothek befindet. Eine weitere Wohlthat bereitete die Gräfin den Fischern dadurch, daß sie in Göttern einen Brunnen bauen ließ, der ihnen stets frisches Wasser lieferte, das sie früher tagelang entbehren. Auch im Winter, wenn die Fischer ohne Arbeit und Verdienst sind, greift die Gräfin helfend ein; da wird Holzschneider und Flechtstrei getrieben, so daß auch da ein Nothpfennig verbodt wird.

In ihrer Gattung „Duen“ (auf Deutsch „Taub“ bezeichnend) die Fischerböderer sowie die größten Riffenbäde, um durch Beiträge für ihr humanes Unternehmen Propaganda zu machen.

— Neue Version. Die kleine Grete (die Geschichte von Haafs Heilung). Die kleine Wilma: „Mama, jetzt weih ich schon, wie der Storch heißt!“ Mama: „Nun, wie denn?“ Die kleine Wilma: „Frau Maria!“

— Ueberraschende Heilung. Die kleine Wilma: „Mama, jetzt weih ich schon, wie der Storch heißt!“ Mama: „Nun, wie denn?“ Die kleine Wilma: „Frau Maria!“